



MEIN JAHR IM WISSENSCHAFTSKOLLEG MARTIN MOSEBACH

Martin Mosebach, 1951 geboren, Jura-Studium in Frankfurt am Main und Bonn; 1979 II. Staatsexamen. Seit 1980 lebt er als Schriftsteller und Lyriker in Frankfurt am Main. Er wurde u. a. mit dem Heimito von Doderer-Preis, dem Großen Literaturpreis der Bayerischen Akademie, dem Kleist-Preis und 2007 mit dem Georg-Büchner-Preis ausgezeichnet. Zuletzt erschienen: *Der Mond und das Mädchen* (2007), *Die Stadt der wilden Hunde* (2008) und *Was davor geschah* (2010). – Adresse: Carl Hanser Verlag, Postfach 860420, 81631 München.

Nach Berlin kam ich mit der ersten Fassung meines neuen Romans, die ich kurz zuvor abgeschlossen hatte. Ich mache meine Bücher auf eine Weise, die bei Wohlmeinenden mit einem kaum verhohlenen Lächeln, bei den weniger Wohlmeinenden mit Verständnislosigkeit und schon geradezu verächtlichem Kopfschütteln aufgenommen wird: die erste Fassung schreibe ich mit der Hand in so kleiner Schrift, dass es sehr schwierig für mich ist, Korrekturen anzubringen, ja, sie auch nur zu lesen. Dann diktiere ich diese Fassung – unter Zuhilfenahme einer großen beleuchteten Lupe und gelegentlichem Beträufeln der Augen mit entzündungshemmenden Tropfen – auf ein schweres Tonbandgerät aus dem Jahr 1964, auf das mein Vater einst seine Gutachten sprach. Eine kluge und sprachliche Dunkelheiten listenreich erhellende Frau schreibt daraufhin die Bänder ab und dann bin ich schließlich im Besitz eines Typoskripts, das ich bearbeiten kann.

Meine Zeit im Wissenschaftskolleg begann mit dem Diktat und das war eine Zeit des Missvergnügens und der Unlust. Schon das Öffnen eines abgeschlossenen Manuskripts weckt in mir jene Gefühle, mit denen ein Mörder sich noch einmal an den Ort der Tat

begibt, weil er seine Sonnenbrille dort vergessen hat. Ich habe diesmal besonders viele Stunden damit zugebracht zu enträtseln, was ich geschrieben hatte; besonders schwer lesbare Buchstabenballungen enthielten zu meiner Überraschung meist besonders simple Wörter: „schön“, „wahrscheinlich“ oder „Wohnungsschlüssel“, das war wie ein Seifenblasenplatzen. Abgeschrieben war das Buch dann überraschend schnell; der Aufsatz, den ich in der Wartezeit angehen wollte, war noch nicht fertig, da lag der Papierstapel vor mir, der für meine Erinnerung aus der Zeit des Diktierens vor allem eine lange Reihe auseinanderfallender, jedenfalls nicht sehr fest verbundener Beobachtungsbröckchen enthalten musste. Die abschreibende Frau, deren Urteil ich vertraue, hatte mir aber Mut gemacht: sie habe öfters gelacht. Eine Frau zum Lachen zu bringen, ist einer der schönsten und ernstzunehmendsten Erfolge, die in einem Erdenleben möglich sind. Ein Berliner Freund, Fellow eines früheren Jahrgangs, hat mir dann schließlich die Scheu vor dem Manuskript genommen, indem er es gründlich las und mit Bleistiftschlangelinien, Fragezeichen, Ausrufungszeichen und – seltenen, dafür aber umso eindrucksvolleren – „Nein!“-Marginalien versah. Das war aber nicht alles, was er tat: er reichte das Manuskript dem ihm befreundeten Maler Nikolaus Heidelberg weiter, der gleich ihm ein großer Leser war, der gleichfalls Schlangelinien malte, vor allem aber, als Hommage an das Buch, jenen weißen, wie aus Rasierschaum ins Grau gesprühten Kakadu aquarellierte, der dann auf den Umschlag des Buches flattern sollte. Inzwischen war ich seelisch so weit gefestigt, um mich selbst mit dem Roman zu beschäftigen, und so wurde denn dies im Januar 2008 begonnene Vorhaben tatsächlich während meiner Zeit am Kolleg zu einem Ende geführt, im Juli 2010 lag das Buch schließlich vor mir, so dass ich es in den letzten Tagen des gemeinsamen Aufenthaltes den Kollegiaten, die noch nicht abgereist waren, vorstellen durfte.

Es mag keine neue Einsicht sein, dass über den Erfolg eines Aufenthaltes am Wissenschaftskolleg entscheidet, in welcher Lebensstunde er stattfindet. Ich bin ziemlich sicher, dass ich weniger glücklich gewesen wäre, wenn ich die Rohmasse meines Romans, die eigentliche Erfindung, nicht beim Beginn meines Berlin-Aufenthaltes schon abgeschlossen hätte. Die einzige Zeit meines Lebens, in der ich einer geregelten Beschäftigung nachgegangen bin, war meine Referendarszeit am Hanauer Landgericht. Das Einhalten von regelmäßigen Mahlzeiten habe ich leider nie gelernt – ich beklage das, weil ich glaube, dass im Entwickeln von festen Gewohnheiten ein wichtiger Teil der Lebenskunst verborgen liegt. Aber die langwierige Arbeit des Polierens und Rostkratzens an meinem Manuskript, die ließ sich durchaus auch unterbrechen und diese Unterbrechungen be-

standen keineswegs nur in den Verpflichtungen, die der Tagesplan des Kollegs den Kollegiaten auferlegt. Das Wissenschaftskolleg liegt, wie wir wissen, „zu Berlin“, in einer der eigentümlichsten, wahrhaft schwer zu fassenden Stadt unter den Städten dieser Welt, der mit vollem Recht tausend schlechte Eigenschaften nachgesagt werden, – aber diese tausend schlechten Eigenschaften bilden zusammen einen Stadtkörper, der alles, was es sonst an Städten im deutschen Sprachraum gibt, in den Schatten stellt. Ich gestehe, dass ich mit einem heftigen antipreußischen Affekt nach Berlin gekommen bin, um hier die große Überraschung zu erleben: ich durfte meinen Affekt, von dem ich mich ungern verabschiedet hätte, behalten und mich in Berlin trotzdem so wohl fühlen, wie schon lange in Deutschland nicht mehr. Erst waren es die Menschen, die ich in Berlin getroffen habe, die mir dies Wohlgefühl vermittelten, den verrückten Eindruck, dass der Strom von Leuten, mit denen es sich lohnte zu sprechen, nicht abreißen würde, aber zum Schluss sind mir auch die spezifischen Hässlichkeiten von Berlin immer lieber geworden; vor Freunden aus London oder Paris habe ich mich für die Frankfurter Hässlichkeiten immer geschämt, aber solches Schamgefühl des armen Verwandten stellte sich hier nicht ein, im Gegenteil, ich durfte von der Schamlosigkeit, ja, der Unverschämtheit dieser Stadt profitieren und mich von ihr erfrischen lassen. Es gibt Liebesaffären, die man nicht in eine Ehe überführen sollte, und so werde ich denn – vorerst? – nicht nach Berlin umziehen, aber geträumt habe ich von dieser Möglichkeit dennoch.

Gehört ein Schriftsteller eigentlich in die Gesellschaft ernstzunehmender Wissenschaftler? Die legendären Zeiten, in denen Schriftsteller und Dichter sich mit Mathematik und Physik beschäftigten, sind vorbei; die guten Gründe, warum Dichter sich von den Einsichten der Naturwissenschaften für die eigene Produktion nichts Fruchtbare mehr erhoffen, müssen hier nicht ausgebreitet werden, obwohl ich die heiße Sommernacht, in der der Physiker Ulrich Schollwöck in einem Garten am Schlachtensee bei Kerzenschein einem vergnügungssüchtigen Kreis die Rätsel der Quantenmechanik erörterte, nicht vergessen werde, es war eine Atmosphäre wie auf Wright of Derbys berühmten Luftpumpen-Gemälde. Aber einmal nicht nur Professor, sondern schon beinahe Institutschef spielen zu dürfen, das war allzu verführerisch. Dies Erlebnis haben mir die Bibliothekarinnen des Kollegs verschafft, die meine Bücherwünsche nicht nur erfüllten, sondern erst eigentlich entstehen ließen, und zwar ohne dass ich Bestellzettel ausfüllen musste, mit Angaben, die oft genug nur Andeutungen waren. Wie soll mein zukünftiges Leben ohne Sonja Grund und ihre klugen und lebenswürdigen Kolleginnen aussehen? Wie soll sich ein zur Verwahrlosung neigender Bohemien wieder an einen Zustand gewöhnen, in dem

es nicht diese stets lächelnden Damen und Herren gibt, die jedes kleine Hindernis von seinem Pfad entfernen und alle seine Hypochondrien mit generöser Geduld ertragen? Ich habe mein ganzes Leben fern von Institutionen verbracht und sogar einen bescheidenen Stolz darauf empfunden, aber nun habe ich vom süßen Gift der Institution genossen und eine Ahnung vom Charme des gelehrten Betriebes erhalten und nun seufze ich leise: Du hast vielleicht doch etwas verpasst.